



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser
gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



ANNE MEREDITH

ist das Pseudonym von Lucy Beatrice Malleon (1899-1973). Sie war eine hochangesehene britische Krimiautorin und Mitglied des berühmten und exklusiven Detection Club, dem unter anderem Agatha Christie und Dorothy L. Sayers angehörten.

Anne Meredith

DAS GEHEIMNIS DER GRAYS

Eine weihnachtliche Kriminalgeschichte

Deutsch von Barbara Heller

Mit einem Nachwort

von Martin Edwards

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die englische Originalausgabe erschien 1933 unter
dem Titel »Portrait of a Murderer. A Christmas Crime Story«
by Victor Gollanz, London.

© Republished 2017 by The British Library, 96 Euston Road,
London NW1 2DB

© Copyright Lucy Malleon, 1934

Nachwort Copyright © 2017 Martin Edwards

Für die deutsche Ausgabe

© 2018 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung einer Illustration von Dieter Braun Illustration,

Hamburg

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von Friedrich Pustet GmbH & Co. KG,

Regensburg

ISBN 978-3-608-96299-4

INHALT

<i>Erster Teil</i> • Heiligabend	7
<i>Zweiter Teil</i> • Hildebrand Grays Tagebuch	59
<i>Dritter Teil</i> • Der erste Weihnachtstag	103
<i>Vierter Teil</i> • Nach dem Verbrechen	151
<i>Fünfter Teil</i> • Das Urteil über euch alle	201
<i>Sechster Teil</i> • Zeuge der Verteidigung	229
<i>Siebter Teil</i> • Die Lösung	263
<i>Epilog</i>	291
<i>Nachwort von Martin Edwards</i>	293

Erster Teil

HEILIGABEND

1. ADRIAN

Adrian Gray wurde im Mai 1862 geboren und starb Weihnachten 1931 eines gewaltsamen Todes durch die Hand eines seiner eigenen Kinder. Das Verbrechen geschah aus dem Augenblick heraus, ohne Vorsatz, und der Mörder, noch nicht beunruhigt, geschweige denn verängstigt, stand nur stumm da, starrte ungläubig die Waffe auf dem Tisch an und sah dann zu dem Toten hin, der im Halbdunkel am Fuß der schweren Vorhänge lag.

2. DIE GRAYS

Zum Zeitpunkt seines Todes stand Gray in seinem siebenzigsten Jahr und hatte sechs lebende Kinder. Ein siebtes war gestorben, vor so langer Zeit, dass die Jüngeren sich kaum noch daran erinnerten. Nur wenn Bitterkeit und Vergeblichkeit des Vaterseins den alternden Mann niederdrückten und er noch stärkeren Überdruß empfand als sonst, fragte er sich, ob der kleine Philip nicht vielleicht zu einem Trost, zu einem Gefährten für ihn herangewachsen wäre. Solche Stimmungen waren jedoch selten; meist dachte er so wenig wie

seine Kinder an den Sohn, der vor dreißig Jahren gestorben war.

Zu Weihnachten pflegte er alle seine Verwandten in sein einsames Haus in King's Poplars einzuladen. Mit der Frau eines seiner beiden Söhne und den Ehemännern zweier Töchter waren es neun an der Zahl, mit ihm selbst und Mrs. Alastair Gray, seiner neunzigjährigen Mutter, insgesamt elf Personen. Hinzu kam eine Reihe von Dienstboten, männlichen wie weiblichen.

Wie die Ermittlungen ergaben, stand sich Gray mit keinem seiner Kinder gut, vielmehr hatten einige allen Grund zu wünschen, er wäre ihnen nicht länger im Wege. Sein ältester Sohn Richard war zweiundvierzig, ein ehrgeiziger Mann, verbissen und wild entschlossen, sein Ziel, nämlich Rang und Namen, zu erreichen. Er war kinderlos – ein Umstand, der ihn peinigte und beschämte –, auf der politischen Bühne kein Unbekannter und einige Jahre zuvor in den Adelsstand erhoben worden. Seit etlichen Jahren war er mit Laura Arkwright verheiratet, einer angesehenen Dame der Gesellschaft.

Grays älteste Tochter Amy, das einzige seiner Kinder, das ledig geblieben war, führte ihm den Haushalt, eine kluge, streitbare Vierzigjährige, klein, mit scharfen Gesichtszügen, rötlichem Haar, dünnen Lippen und schmalen Händen.

Seine zweite Tochter Olivia war mit Eustace Moore verheiratet, einem intelligenten, aber skrupellosen Finanzier, dem Gray den Großteil seines Vermögens anvertraut hatte.

Der tote Philip war als Nächster gekommen und nach ihm Isobel. Sie hatte eine glänzende Partie gemacht, doch die Ehe hatte sich als katastrophal erwiesen. Gray war hochofren gewesen, als Devereux um die Hand seiner Tochter anhielt.

Der Bewerber war reich, gutaussehend und allseits begehrt. Er stand – nicht ganz zu Unrecht – in dem Ruf, witzig und charmant zu sein, aber er hätte besser eine Frau aus seinen eigenen Kreisen geheiratet, nicht die junge, freiheitsliebende, glühend idealistische Isobel. Nach zwei Jahren hatte sie eingesehen, welche Dummheit sie begangen hatte, doch als sie sich deren Folgen zu entziehen suchte, musste sie feststellen, dass ihr die Hände gebunden waren. Ihr Mann erklärte ihr, dass der Versuch, sich von ihm scheiden zu lassen, ihr nichts als Schimpf und Schande einbringen würde, und sie sah ein, dass er recht hatte. Ein so beliebter Mann konnte an jedem Finger zehn Frauen haben, die bereit waren, ihn zu verteidigen. Isobel hielt es für unwahrscheinlich, dass er sich nicht nach allen Seiten abgesichert hatte, und so harnte sie noch ein weiteres Jahr aus. Dann brachte sie eine Tochter zur Welt, die jedoch nur sieben Monate alt wurde. Sie führte den Tod des Kindes auf eine bestimmte grausame Handlung des Vaters zurück und quälte sich wochenlang mit der Frage, wie sie die Tragödie hätte verhindern können. Schließlich schrieb sie an Gray, schilderte ihm, so gut sie konnte, ihr unerträgliches Leben in London und bat ihn, sie wieder bei sich aufzunehmen. Sowohl er als auch Amy beschworen sie in ihren Antwortbriefen, doch zu bedenken, in was für eine Lage sie sich damit brächte, wie die Leute sich den Mund über sie zerreißen würden und wie demütigend dies alles für sie wäre. Sie äußerten ihr Mitgefühl zum Tod des Kindes, ließen jedoch durchblicken, dass sie ihre Bitte einer aufgewühlten Gemütsverfassung nach dem Verlust zuschrieben, und sprachen hoffnungsvoll von einem »nächsten Mal«. Isobel reagierte nicht darauf, und in King's Poplars hörte man nichts mehr von ihr,

bis eines Tages Devereux selbst erschien und vorschlug, Isobel solle nach Hause zurückkehren, sie sei krank, halsstarrig, sie verweigere ihm fortgesetzt seine Rechte und er befürchte eine Verzweiflungstat ihrerseits, einen Selbstmord etwa.

»Und du meinst, für uns sei es angenehmer als für dich, den Skandal im Haus zu haben?«, lautete Grays beißender Kommentar.

Und Amy sagte: »Das Leben ist so schon schwer genug, auch ohne dass man noch ein Maul mehr zu stopfen hat.«

Devereux stellte klar, dass er seiner Frau eine ansehnliche Apanage zahlen würde, sofern sie in King's Poplars blieb, worauf Vater und Schwester augenblicklich einlenkten. Eine Woche später war Isobel wieder da. Die älteren Dienstboten – eine Haushälterin, die die Familie seit vielen Jahren kannte und die ein Jahr später starb, sowie der altgediente Moulton – machten keinen Hehl aus ihrer Erschütterung über Isobels Aussehen. Sie war immer die Selbständige, die Mutige gewesen. Sie hatte sich im benachbarten Marktstädtchen eine Arbeit gesucht, sie war gern allein gewesen, hatte viel gelesen und ihre Ausflüge nach London genossen, und sie war eine häufige Besucherin in Buchhandlungen und Kunstgalerien gewesen. Isobel Devereux aber kam bleich und teilnahmslos zurück, ihrem Vater gegenüber verhielt sie sich unterwürfig, und ihrer Schwester Amy händigte sie widerspruchslos fast alles Geld aus, das ihr Mann ihr zahlte. Als Persönlichkeit wurde sie kaum wahrgenommen, doch sie erledigte zuverlässig jene gelegentlich anfallenden undankbaren häuslichen Pflichten, vor denen andere sich zu drücken pflegten.

Als Nächster kam Hildebrand, benannt nach dem berühmten Kardinal, ein schwieriger, auffallender, gutaussehender

Mann. Er war düster und verschlossen, konnte jedoch unvermittelt aus sich herausgehen und blühte dann schön und unerwartet auf wie eine Blume oder ein Wunder; in der Familie aber blieb er schweigsam und übellaunig. Eigenwillig, starrköpfig und jähzornig, wie er war, hatte er seinem Vater von klein auf Sorgen bereitet, und schon früh hatte er jeden freundschaftlichen Verkehr mit seinen Verwandten abgebrochen, die seine Ideale und Pläne ablehnten und höchst ungnädig auf seine ständigen Bitten um finanzielle Unterstützung reagierten (verständlicherweise unter den gegebenen Umständen). Ihren Bekannten gegenüber erwähnten sie ihn selten, und so fristete er mit der Frau, die er geheiratet hatte, und einem Stall voller freudloser, unansehnlicher Kinder ein kümmerliches Dasein in einem kleinen Haus nahe dem Friedhof von Fulham.

Grays letztes Kind, Ruth, war seit acht Jahren mit Miles Amery verheiratet, einem einst vielversprechenden jungen Anwalt, dessen Karriere bedauerlicherweise nicht hielt, was sie versprochen hatte. Richard wie auch Eustace erzürnten und empörten sich über diesen eigenwilligen Verwandten, dem jeglicher Ehrgeiz zu fehlen schien und der auch gar nicht gewillt war, der Familie, in die er eingehiratet hatte, Ehre zu machen. Sichtlich zufrieden ging er seinen unbedeutenden Angelegenheiten nach, ohne jemals höher hinaus zu wollen. Für ihn schienen ein bescheidenes Einkommen und ein kleinbürgerliches Haus in einem gediegenen Viertel das höchste der Gefühle zu sein. Fragte man ihn, wie es ihm gehe, bekam man zur Antwort, er erfreue sich bester Gesundheit und habe jede Menge Spaß.

»Spaß!«, rief Eustace mit Grabesstimme, in einem Ton, in

dem Charles Dickens' Chadband »Schnaps!« hätte rufen können, genauso sündhaft fand er das.

»Spaß!«, echote Richard, schockiert über ein in seinen Augen sträfliches Vertun von Chancen. »Was für Spaß?«

Eine gute Frage. Ruth hätte es ihnen sagen können. Es waren das Haus in St. John's Wood, die beiden kleinen Töchter Moira und Pat und ihr ganzes glückliches und erfülltes gemeinsames Leben.

3. RICHARD

I

Am Morgen des vierundzwanzigsten Dezembers 1931, der so tragisch enden sollte, fuhren Richard Gray und seine Frau Laura erster Klasse nach King's Poplars. Nach langem Schweigen ließ Richard die *Times* sinken, hob sein hochmütiges, melancholisches Gesicht und sagte in einem Ton so kalt und glatt wie ein Messingtürgriff: »Laura, vergiss um Gottes willen nicht, wie dein Vater über die Zölle denkt. Es ist von größter Wichtigkeit, dass er sich nicht aufregt, bevor ich Gelegenheit habe, die Lage mit ihm zu erörtern. Du weißt ja, wie er sich bei diesen politischen Meinungsverschiedenheiten ereifert.«

Richard sprach stets so, als hätte er einen Reporter in der Westentasche.

Laura, eine hochgewachsene, hübsche und sehr gut gekleidete Frau, sagte leichthin: »Du kannst dich auf meine Discretion verlassen. Ich weiß selbst, wie wichtig es ist, dass er

sich nicht aufregt. Schließlich liegt mir genauso viel an einem Titel wie dir daran, mir einen zu kaufen.«

Richard runzelte die Stirn und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Er fand die Äußerung seiner Frau geschmacklos. Laura war eine seiner weniger profitablen Investitionen. Als junger Mann, noch vor Abschluss seines Studiums, hatte er beschlossen, sein Leben zu einem Erfolg zu machen. Er hatte hart gearbeitet und sich einen großen Bekanntenkreis zugelegt, er war gereist und hatte sehr viel gelesen, hatte sich beigebracht, Golf zu mögen, und nasse Nachmittage lang einem Ball nachgeschaut, der unentwegt über glitschigen Rasen geschlagen wurde; in gewissen Kreisen hatte er sogar Geld bei Pferdewetten verloren. Mit dem Ergebnis, dass er sich innerhalb von zehn Jahren einen Ruf erworben hatte. Er hatte eine politische Karriere in Angriff genommen und wurde schon bald mit Ehrungen überhäuft. Stolzgeschwellt und voller Ehrgeiz erweiterte er seinen Bekanntenkreis, und mit dreißig lernte er Laura Arkwright kennen. Sie war drei Jahre jünger als er, hübsch, eine gute Partie, sie hatte eine einflussreiche Verwandtschaft, war gebildet, weltläufig und eine bekannte Amateurpianistin. Mit einem Wort: Sie war in jeder Hinsicht die passende Ehefrau für einen aufstrebenden Parlamentarier.

Richard, hochzufrieden mit seinem Weitblick, erwartete sich von diesem neuen Fühler, den er ausgestreckt hatte, eine Bereicherung seines Lebens. Doch er wurde in fast jeder Hinsicht bitter enttäuscht. Das Vermögen seiner Frau schmolz durch unkluge Spekulation weitgehend dahin. Schon recht bald nach der Heirat gab sie ihr Klavierspiel auf, aus dem erstaunlichen Grund, dass sie etwas gegen kommerzielle Kunst habe. Darüber sann Richard einige Zeit nach - er war

schon genau wie sein Vater –, dann trieben ihn Kränkung und Neugier dazu, sie zu fragen, was sie damit meine. Sie meine, antwortete Laura obenhin, dass sie seinen Freunden nicht mehr vorspielen wolle und dass ihr schon immer die schönen Hunde leidgetan hätten, die bei Wettbewerben zur Schau gestellt würden – auch dies eine kryptische, absurde Äußerung, die Richard nicht verstand. Doch er hatte genug davon, um Erklärungen zu bitten, und griff zu anderen Mitteln, um sein Missfallen kundzutun.

Seine größte Enttäuschung aber war, dass keine Kinder kamen. Er hatte Söhne gewollt, später vielleicht eine Tochter oder zwei, denn Töchter, obwohl an sich nichts Besonderes, konnten ihrem Vater durch Heirat vorteilhafte Verbindungen verschaffen. Doch Richard und Laura hatten nie die Ängste und Hoffnungen junger Paare erlebt. Richard gab natürlich seiner Frau die Schuld; manchmal, in vertrauter männlicher Runde, wenn er sich hinreichend verletzt fühlte, bekannte er, dass sie frigide sei. Es überraschte ihn immer wieder, wie viele wichtige Leute Wert darauf legten, mit ihr in Kontakt zu bleiben, auch noch, nachdem sie ihr Vermögen verloren hatte; er vermutete jedoch, sie seien sich darüber im Klaren, dass Laura mit einem Mann verheiratet war, der ihnen eines Tages sehr nützlich werden konnte.

Laura meinte verächtlich, es sei kein Wunder, dass sie keine Kinder hätten, ein Mann wie Richard könne das auch nicht erwarten; so geizig, wie er sei, würde er ihnen schon ihr bloßes Leben missgönnen.

Nach drei Jahren hasste sie ihn. Nachdem er eingesehen hatte, dass sie höchstwahrscheinlich nie Kinder bekommen würden, hatte er zunächst demonstrativ den Beleidigten ge-

spielt. Später jedoch nahm sein Groll subtilere Formen an. Er fuhr fort, seine Frau mit Schmuck, schönen Kleidern und Pelzen zu überhäufen, und Laura sagte bitter: »Er versieht mich mit seinem Markenzeichen, damit ich ihm nicht abhandenkommen kann.« Andere Frauen meinten neidvoll: »Herrlich muss das sein, einen Mann wie Richard Gray zu haben! Seine Frau rührt keinen Finger für ihn, und trotzdem ist er der großzügigste Ehemann der Welt. Ein Glück haben manche Frauen!« Das hatte Richard schlauerweise auch beabsichtigt, wie Laura wusste – es war eine neue Methode, sie zu demütigen. Zu allem Übel hatten auch ihre Verwandten seine Erwartungen nicht erfüllt und sich eher als peinlich denn als nützlich entpuppt. Sie hatten sich einem fortschrittlichen Radikalismus verschrieben, der Richard abstieß und entsetzte; er vertrat den Standpunkt, dass eine Klasse, die seit Jahrhunderten Macht und Land in Händen hielt, eben damit ihre Regierungsfähigkeit bewies.

Laura gab sich nach außen hin heiter und lebhaft, war in Wirklichkeit aber todunglücklich. Das lag zum Teil an der demütigenden Erkenntnis, dass sie nicht einmal mit ihrem Küchenmädchen mithalten konnte, das vor kurzem mit erstaunlicher Gelassenheit und ohne Tauschein Zwillinge zur Welt gebracht hatte. Noch mehr aber war ihr Unglück dem tristen, sinnlosen Leben geschuldet, das sie mit ihrem Mann führte. Von Natur aus eher leichtsinnig und impulsiv, hatte sie sich einen kühlen, geschliffenen Habitus zugelegt, der einer gleichgültigen Welt mit offenem Zynismus begegnete. Im Grunde ihres Herzens verabscheute sie die zahllosen politischen Ränkespiele, die ihr Mann ins Werk setzte und deren Lohn sie verachtete. Zudem war sie unsterblich

in einen Mann verliebt, der sich wie Richard hauptsächlich für seine beruflichen Erfolge interessierte und sie seinerseits demütigte, indem er sie höchst feige immer wieder beschwor, vorsichtig zu sein, damit nur ja nicht die wahre Natur ihrer Beziehung ans Licht kam. Manchmal hatte sie mit dem Gedanken gespielt, Richard um die Scheidung zu bitten, aber im Grunde kannte sie beide Männer zu gut, um darauf hoffen zu können, dass sie ihr zuliebe auch nur ein Jota von ihren Zielen abrücken würden.

Sie wusste um Richards missliche Lage. Seit einiger Zeit strebte er mit verzehrender Leidenschaft nach der Peerswürde, was sie zutiefst anwiderte. Das Ausmaß an Emotionen, das er an das Erreichen dieses lächerlichen Ziels verschwendete, stieß sie mehr ab als die damit verbundenen Kosten. Er hatte diesen Schritt ursprünglich gar nicht in Betracht gezogen, aber dann hatte er jemanden aus seinem Club, der nicht ganz so versnobt war wie er, zu einem Nachbarn sagen hören: »Was in aller Welt nützt ein Titel einem Burschen wie Gray? Er hat ja niemanden, dem er ihn vererben könnte«, und seitdem hatte er sich vollends darauf versteift. Ein Titel würde ihm auf jeden Fall Ansehen und Beachtung verschaffen, wenn schon nicht bei der Nachwelt, so doch zumindest bei den Zeitgenossen. Inzwischen war das zur fixen Idee geworden und verleitete ihn sogar zu unverantwortlichem Handeln. Nicht nur die Peerswürde begehrte er, sondern auch ein bestimmtes Amt, für das, so glaubte er, die Peerswürde Voraussetzung war. Es gab noch einen Mitbewerber, einen Mann, der in vieler Hinsicht besser dastand als er, und dem verbissenen Kopf-an-Kopf-Rennen mit ihm widmete sich Richard ohne Rücksicht auf Verluste. Das war

mit Ausgaben verbunden, die seine Möglichkeiten weit überstiegen, und er war bereits Verpflichtungen eingegangen, denen er nicht nachzukommen vermochte. Der Mann, den er von sich überzeugen musste, ein gewisser F., war ein strenger Nonkonformist, der es mit Sicherheit missbilligen würde, wenn sein Kandidat sich kopfüber in Schulden stürzte. Kammen ihm Richards finanzielle Nöte zu Ohren, war womöglich alle Hoffnung auf Titel und politischen Aufstieg dahin.

Das Geld, so glaubte er, war gut angelegt. Einen Teil hatte er für wohltätige Zwecke ausgegeben: Er hatte ein Bett für ein etwas obskures Krankenhaus in F.s Wahlkreis gestiftet, eine hübsche Summe hatte er in einen Arbeitslosenfonds eingezahlt, der gerade ins Leben gerufen wurde, und er hatte mehreren Stiftungen für Bedürftige Spenden zukommen lassen. So weit, so gut, selbst aus F.s Sicht. Weitaus höher waren jedoch die Summen, die er für Bewirtung, teure Weine und exotische Früchte aufwandte, hinreißende Kleider und glitzernde Juwelen für Laura, ein Automobil, das in mehreren Klatschblättern abgebildet wurde, und teure Plätze bei gesellschaftlichen Ereignissen – alles, um den Eindruck zu erwecken, es fehle etwas, wenn Richard Gray nicht dabei war. Und als wäre es nicht schon lästig genug, von kurzsichtigen Gläubigern bedrängt zu werden, die in Verkennung der Lage nicht sahen, welcher Lohn ihrer Geduld winkte, war da auch noch die Affäre mit Greta Hazell.

Miss Hazell war eine auffallende junge Schönheit südländischen Typs, heißblütig, hinreißend und, ja, sehr kostspielig. Wie kostspielig, das dämmerte Richard gerade erst. Er hatte sich, was seine Frau anging, für großzügig, wenn nicht gar waghalsig verschwenderisch gehalten, doch Greta zeigte

ihm, dass eine Geliebte sich auch ohne solche Zurschaustellung als genauso teuer erweisen konnte. Hier lag, auch wenn er es niemals zugegeben hätte, die Wurzel seiner Geldverlegenheit, die ihn Tag und Nacht verdross. Alles andere hätte er hingegenommen, aber dies machte die Last unerträglich. Die fragliche Dame, die eine Nase für Geschäfte und auch Erfahrung damit hatte, erpresste ihn um eine aberwitzige Summe. Als er protestierte, sagte sie: »Es wäre dir gar nicht recht, mein lieber Richard, wenn unsere Beziehung publik würde. Wohingegen mir das überhaupt nichts ausmachen würde. Im Gegenteil, da du ja neuerdings sehr im Rampenlicht stehst, wäre es sogar gut für mich. Die Frau, die Richard Gray verführt hat.« Und sie lachte.

Er sah sie stumm an. Selbst jetzt, bei aller Wut und Ernüchterung, konnte er nicht umhin, ihren Liebreiz wahrzunehmen. Gewiss, er hatte sie zu einem ungünstigen Zeitpunkt kennengelernt. Er hatte an einer Herrengesellschaft teilgenommen, deren Ehrengast ein berühmter Romancier gewesen war, der sich sehr freimütig äußerte und dessen Bücher selbst Richard gelesen hatte. Die Stunden vergingen, der Einfluss dieses Herrn und des ausgezeichneten Weins löste mehreren Gästen die Zunge, und Richard gelangte zu der schockierenden Erkenntnis, dass für Geld ein Vergnügen zu haben war, das er noch nicht kannte. Die maßvollen Freuden, die er mit seiner Braut genossen hatte, waren nichts im Vergleich zu dem, was einige der Anwesenden hinter vorgehaltener Hand schilderten. Offenbar gab es da einen geheimen Quell der Lust, aus dem andere Männer tranken, er aber nicht.

Seine eheliche Treue war eine Frage der Zweckmäßigkeit

und der freien Entscheidung gewesen. Er fühlte sich keiner Moral verpflichtet, war aber nie in Versuchung geraten, Laura zu betrügen, und außerdem zu sehr damit beschäftigt gewesen, anderweitig Trophäen zu sammeln. Doch das Gespräch hatte seine Eigenliebe angefacht. Diese Männer waren weniger wohlhabend und weniger intelligent, sie verfügten über weniger gute Beziehungen und waren in jeder Hinsicht weniger brillant als er – und doch erschienen sie ihm jetzt reicher. Seine Sicht der Dinge war einseitig gewesen; er hatte nur die Arbeit im Kopf gehabt und nie an privaten Ausgleich gedacht. Ungewöhnlich aufgewühlt machte er sich auf den Nachhauseweg, darauf gefasst, dass seine Frau nicht auf ihn eingehen würde. Die Umstände erwiesen sich als günstig. Sie hatte am Nachmittag ein höchst unbefriedigendes Gespräch mit ihrem Liebhaber geführt und daher gründlich die Nase voll von den Männern, ihren Ausflüchten und Beteuerungen. Daher wandte sie sich ab, als Richard zu ihr trat, ihren Arm fasste und ihn besitzergreifend streichelte. Er war ob dieser Demonstration ehelicher Kälte jedoch eher erfreut. Drei Tage später traf er sich mit Greta Hazell, zwei Wochen darauf hatte er in der Shaftesbury Avenue eine hübsche kleine Wohnung für sie gemietet – erst später stellte er fest, dass die Miete dreihundertzwanzig Pfund im Jahr betrug –, und er kaufte ihr, wonach immer ihr gerade der Sinn stand. Nach einigen Monaten merkte er, dass er keineswegs der einzige Besucher in der Wohnung war. Der Untreue bezichtigt, lachte Greta dreist. Ob er geglaubt habe, ihr Leben sei allein seinem Vergnügen vorbehalten, fragte sie. Richard war wie vor den Kopf geschlagen. Etwas, das er gekauft hatte, entzog sich ihm. Das war unerträglich. Augenblicklich beschloss er,

die Beziehung zu beenden und diese verachtenswerte Person nie wiederzusehen. Da nannte sie ihre Bedingungen. Sie waren niederschmetternd. Anfangs nahm er sie nicht ernst; bestimmt machte sie sich – in geschmacklosester Weise – über ihn lustig. Doch die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Er konnte nichts tun. Sie hatte ihn in der Hand, und in seiner derzeitigen Lage wäre es gefährlich gewesen, sie sich zur Feindin zu machen. Woher wusste sie so genau Bescheid? Dass unter ihren Besuchern ein politischer Gegner von ihm sein konnte, kam ihm nicht in den Sinn.

So also war die Lage an Heiligabend. Er hatte ihre Forderungen noch nicht erfüllt, sah sich gar nicht dazu imstande, war sich aber darüber im Klaren, dass er die Zahlung nicht länger hinausschieben konnte. Wohl oder übel musste er seine Gefühle hintanstellen und seinen Vater irgendwie dazu bringen, ihm zu helfen. Als Erstes musste er Greta ausbezahlen – die in dem Ruf stand, einen abgelegten Liebhaber oder einen, der sie seinerseits ablegte, nie wieder heimzusuchen –, dann musste er genug Geld beschaffen, um sich die penetranteren Gläubiger so lange vom Leib zu halten, bis er sein Ziel erreicht hatte. Das war eine schwierige Aufgabe. Adrian Gray hatte seinem Sohn, als er in den Adelsstand erhoben wurde, nur widerwillig gratuliert. Richard fand, er hatte alles andere als angemessen reagiert, als er mit gespielter Herzlichkeit sagte: »Ganz wie es dir beliebt, Richard, versteht sich. Zu meiner Zeit hat es genügt, Gentleman zu sein. Wir haben auf diese schicken Titel und die Buchstaben hinter unserem Namen keinen Wert gelegt.« Eine Generation zuvor sei der Gentleman noch etwas Vornehmeres gewesen, fügte er hinzu. Nichtsdestotrotz bereitete es ihm eine gewisse Ge-

nugtung, »Mein Sohn, Lord Soundso« zu sagen, auch wenn er möglicherweise der Meinung war, dieses Prestige sei seinen Preis nicht wert. Seine eigenen Geschäfte gingen schlechter, als ihm klar war. Richard wusste das, und er hielt es für unwahrscheinlich, dass Eustace ihn über den wahren Stand der Dinge aufgeklärt hatte. Umso erpicht war er darauf, seinem Schwager zuvorzukommen und als Erster mit seinem Vater zu sprechen. Hatte Eustace erst einmal Farbe bekannt, bestand für beide keine Aussicht mehr, dass Adrian ihnen half. Und was Brand anging – den konnte man schlicht vergessen. Er war ein unbedeutender Mensch von keinerlei Einfluss, einer, wie ihn selbst ein Peer in seiner Verwandtschaft haben kann – was bei einem bloßen Ritter freilich alles andere als empfehlenswert ist. Eustaces Spekulationen waren Dauerthema von Klatsch und Tratsch in Richards Kreisen; man war der Meinung, der Mann werde in Kürze am Ende sein und könne von Glück sagen, wenn er nicht ins Gefängnis komme. Wettliebhaber hätten allerdings im Falle eines Zweikampfs zwischen ihm und Richard hoch auf Eustace gesetzt, etwa fünfzig zu eins. Richard spürte, dass seine einzige Chance, mochte sie auch noch so gering sein, darin bestand, als Erster zur Stelle zu sein.

Amtsgeschäfte hatten ihn jedoch bis zum Abend des Dreiundzwanzigsten in der Stadt festgehalten, und dann war es zu spät gewesen, um noch die umständliche und beschwerliche Fahrt nach King's Poplars anzutreten. Er hatte sich entschlossen, den Zug zu nehmen, der ihn nichts kostete. Als Bittsteller in seiner vielgerühmten chromblitzenden Karosse vorzufahren hätte Gray verprellt und Eustace Gelegenheit gegeben, mit spöttischem Finger auf ihn zu zeigen.

»Warum stößt er den Wagen nicht ab, wenn er so klamm ist?«, hätte er gefragt. Und zweifellos hätte Gray sich auch ohne diesen Souffleur dieselbe Frage gestellt.

Überdies war das Auto eines jener Luxusgüter, die er noch nicht bezahlt hatte, sodass es ihm sicherer erschien, es in der Garage zu lassen. Im Bahnhof London Bridge hielt er nervös Ausschau nach Eustace, obgleich sein Schwager höchstwahrscheinlich mit dem Auto fahren würde. Eustace war weder auf dem Bahnsteig noch im Zug zu sehen, und Richard musste sich bis King's Poplars in Geduld üben. Kurz bevor der Zug dort einfuhr, richtete er unvermittelt das Wort an Olivia.

»Mein Vater hat offenbar einen sehr beunruhigenden Brief von Brand erhalten«, sagte er kühl. »Er bittet wieder einmal um Geld.«

Laura zog ihre reizvollen Brauen hoch. »Da sitzen wir ja zur Abwechslung mal im selben Boot.«

Richard war wütend. Es war widerwärtig. Ihn mit einem ärmlichen kleinen Angestellten zu vergleichen, der eine Frau mit einer grauenvollen Vergangenheit am Hals hatte, in einem heruntergekommenen Viertel von London lebte und in seiner freien Zeit mit einem Malkasten herumstümperte – so etwas tat allenfalls ein Lakai. Einen feinen Verwandten würde Brand künftig für seine Lordschaft abgeben.

Endlich angekommen, erfuhr er, dass im Moment kein Fahrzeug zur Verfügung stand, und bekundete seinen Ärger auf eine Weise, die Laura abstieß. Sein würdeloser Zorn auf den Stationsvorsteher verursachte ihr leichte Übelkeit, und sie dachte: »Warum in aller Welt habe ich das getan? Was habe ich geglaubt, was einmal aus ihm wird? Niemand hat Druck auf mich ausgeübt. Ich war unabhängig, ich hatte Geld

und eine Familie, die ich liebe. Was habe ich nur in ihm gesehen? Und wer von uns beiden hat sich so sehr verändert?»

In den Augen des Stationsvorstehers wirkte Lady Gray stets damenhaft, ruhig und stolz, das schöne rote Haar, das sie nie schneiden ließ, unter dem modischen Hut gerade noch sichtbar. Endlich fand sich ein Taxi, und sie fuhren zum Herrenhaus, Richard in fiebriger Unruhe, Laura angewidert und gelangweilt. Der erste, dem sie über den Weg liefen, war Eustace, der mit kalter, mürrischer Miene durch den Park streifte.

»Hast du meinen Vater gesehen?«, fragte Richard höflich. Eustace bejahte und meinte, der alte Mann mache keinen sehr gesunden Eindruck. Er habe von einem schwachen Herzen gesprochen; ob Richard etwas darüber wisse? Richard verneinte entschieden, stürmte unter Missachtung deutlicher Zeichen, die Eustace und Amy ihm gaben – für Amy hatte er in der Eile kaum einen Gruß übrig –, in die Bibliothek und sprudelte seinen Bericht über seine Lage hervor.

Adrian reagierte alles andere als teilnahmsvoll. »Du kannst dir deinen Titel an den Hut stecken«, schnaubte er. »Ich bin ruiniert, sagt Eustace. Ruiniert. Daran ist allein dieser Mensch schuld, dieser Gauner, dieser schmierige Kerl, der nicht mal ein Gentleman ist. Was Olivia an dem gefunden hat, ist mir ein Rätsel. So eine gestandene Frau, und lässt sich mit dieser Ratte ein.«

Richard, bestrebt, das Beste aus der beklagenswerten Angelegenheit zu machen, antwortete rasch: »Ich fand Eustace noch nie sehr vertrauenswürdig. Er wirft anderer Leute Geld aus dem Fenster.«

Gray funkelte ihn zornig an. »Wenn du dir da so sicher warst, warum hast du mich dann nicht gewarnt? Du wusstest

doch, dass der Großteil meines Kapitals in seinen Geschäften steckt.«

Richard glich einem Mann, der sich verzweifelt müht, ein durchgehendes Pferd zu zügeln. Er war weiß im Gesicht, vor Zorn und von der Anstrengung, ihn zu unterdrücken; seine Stimme klang unnatürlich hoch, und er sprach hastig, als könne er seiner Wut und Enttäuschung gar nicht schnell genug Luft machen. »Wie sollten wir dich denn warnen? Du hast ja auf niemanden gehört. Du warst doch überzeugt, dass du in Gelddingen mutiger bist als jeder andere. Ständig hast du uns was von hohen Dividenden und gewagten Investitionen erzählt. Solide Unternehmen haben nicht mal fünf Prozent gezahlt, da hättest du dir doch denken können, dass du bei sage und schreibe vierzehn Prozent ein Risiko eingehst oder dich außerhalb der Legalität bewegst. Wir haben dir Vorhaltungen gemacht, Miles genauso wie ich. Und hast du auf uns gehört? Nein. Ich war für dich ein halbseidener Politiker, der sich nur die Taschen füllen will, und Miles ein Anwalt, der hofft, von beiden Seiten zu profitieren.«

»Miles ...«, begann Gray unsicher, doch sein Sohn schnitt ihm das Wort ab.

»Miles ist Anwalt, so wie Eustace Finanzier ist; keiner von beiden macht einen Finger krumm, sofern er nicht dafür bezahlt wird. Warum auch? Du hättest nur ein paar Erkundigungen einziehen müssen, dann hättest du gewusst, was los ist. Du kannst jeden in der City fragen, was für einen Ruf Eustace genießt. Die Antwort bekommst du mit einem einzigen Wort. Du hast gewusst, dass er immer Geld in der Tasche hatte, obwohl er keinen Beruf ausübt wie wir anderen. Hast du dich je gefragt, wo das Geld herkam? Aus anderer Leute

Taschen kam es, und die wollten es genauso wenig verlieren wie du. Jetzt will er wahrscheinlich noch mehr ...«

»Kriegt er aber nicht, keinen Penny. Ich hab's nicht. Und für dich hab ich auch nichts. Du kaufst die Peerswürde ja nicht, um mir eine Freude zu machen. Sie ist ein teurer Luxus, zumal du keinen Sohn hast, dem du sie vererben könntest.«

»Noch nicht«, sagte Richard mit belegter Stimme.

»Noch nicht?« Sein Vater starrte ihn an. »Du meinst, Laura ist nach all den Jahren ...?« Angesichts der möglichen Schmach seines Sohnes schlug er augenblicklich einen verbindlichen Ton an. »Mein lieber Junge, gibst dir das nicht zu denken?«

»Ich rede doch nicht von so etwas!«, rief Richard wütend. »Laura wird keine Kinder bekommen, so wenig, wie sie mich jemals betrügen wird. Eine Frau wie sie mag zwar nicht gerade ideal sein für einen normalen Mann, aber sie kennt ihre Pflichten, und eine davon besteht darin, mir keine Hörner aufzusetzen.« Sein Zorn machte ihn grob und bitter.

»Wovon redest du dann? Laura ist doch kerngesund, oder nicht?«

»Doch, schon, soviel ich weiß, abgesehen von ihrem bedauerlichen Unvermögen, mir Kinder zu schenken.«

»Du baust doch Luftschlösser, wenn du unter diesen Umständen noch mit einem Erben rechnest. Und du wirst doch wohl nicht Brands Sohn zuliebe uns beide, dich selbst und mich ruinieren wollen?«

Richard gab ihm eine unflätige Antwort. Nachdem er gegangen war, tat sein zutiefst aufgewühlter Vater etwas Seltsames. Er schickte nach Miles Amery, seinem zweiten Schwie-

gersohn, und sagte: »Siehst du Richard eigentlich öfter, wenn ihr beide in der Stadt seid? Er scheint mir in einer ganz merkwürdigen Verfassung zu sein.«

»Er will hoch hinaus«, antwortete Amery, ein großer schlanker, leicht gebeugter Mann in einem salz- und pfefferfarbenen Anzug und mit freundlichen grauen Augen hinter dem randlosen Kneifer. »Das strapaziert die Nerven.«

»So wie er sich eben hier verhalten hat, würde ich sagen, er steht kurz vor einem Zusammenbruch. Hast du irgendeinen Einfluss auf ihn?«

Miles schüttelte den Kopf. »Wir kennen uns kaum. Wir haben nichts gemeinsam, verstehst du, und ich bezweifle, dass wir uns auch nur in einem einzigen Punkt einig wären.«

»Normalerweise ist er ja eher schweigsam, aber heute redet er wie ein Wasserfall und mit einer Heftigkeit, dass ich das Gefühl habe, es geht ihm nicht gut. Laura habe ich noch nicht gesehen. Wie wirkt sie auf dich?«

»Bei Laura käme man nie auf die Idee, dass irgendetwas sie beunruhigt oder bekümmert. Man müsste schon sehr vertraut mit ihr sein, viel vertrauter, als es Ruth oder mir beschieden ist, um zu wissen, was sie fühlt oder denkt. Vom Äußeren her war sie immer die hinreißendste Frau, die ich je gesehen habe!«

»Hoffentlich ist alles in Ordnung«, sagte Gray nervös. »Nach meinem Eindruck war er in einer Stimmung, in der ihm alles zuzutrauen ist. Außerdem – ganz unter uns (du bekommst ja viel Vertrauliches zu hören, Miles, und ich sage das vollkommen unvoreingenommen) –, außerdem glaube ich, dass er eine regelrechte Abneigung gegen Laura entwickelt hat. Er hat sogar die Möglichkeit einer späteren zweiten

Heirat angedeutet. Und dabei denkt er mit Sicherheit nicht an Scheidung.«

Miles schien besorgt. »Glaubst du im Ernst, es könnte für Laura gefährlich werden, bei ihm zu bleiben? Das ist ein sehr schwerwiegender Vorwurf.«

»Ich werfe ihm gar nichts vor. Ihr Anwälte wollt immer ein Ende mit Schrecken. Davon lebt ihr.«

»Wir sind auch nur Menschen und müssen wie alle anderen sehen, wo wir bleiben«, erklärte Miles ruhig.

»Ich sage ja nur, dass Richard mir unausgeglichen vorkommt. Denk nur an die enormen Kosten und den Aufwand, den er betreibt, um diesen Titel zu bekommen. Würde er so etwas tun, nur damit Brands Sohn den Titel später erbt? Richard ist doch sonst so verschlossen. So wie heute habe ich ihn noch nie erlebt; in seiner momentanen Stimmung ist er womöglich zu jeder Ungeheuerlichkeit fähig.«

»Könntest du ihn überreden, zum Arzt zu gehen?«, fragte Miles.

»Er würde nicht auf mich hören, egal, was ich sage. Aber vielleicht auf dich ...«

Miles sah bedenklich drein und sagte, er werde es versuchen, verspreche sich aber nicht viel davon.

II

Unterdessen berichtete Richard einer desinteressierten Laura wutschnaubend vom Ausgang des Gesprächs. Als er geendet hatte, fragte sie nachdenklich und unablässig den prächtigen Marquisering an ihrem Finger drehend: »Meinst du, das war sein letztes Wort?«

»Ich denke, er hat bewusst oder unbewusst die Wahrheit gesagt, als er erklärt hat, er besitzt keinen Penny mehr. Er ist am Ende, wenn man dem Klatsch in der City glauben darf. Eustace ebenso und wir auch. Es ist das Ende jahrelanger Mühen und Bestrebungen. Ich habe alles meiner Karriere untergeordnet, und das habe ich nun davon. Ich verliere alles, meine Gesundheit, meine Position, mein Geld, meine Sicherheit, meine Freiheit – alles weg, in einer einzigen Stunde.«

»Es ist schon zum Lachen, dass wir das nicht früher gemerkt haben«, lautete Lauras überraschende Antwort.

»Nicht gemerkt ...?«

»Ich meine, dass all unsere Mühe, es zu Wohlstand zu bringen, schlicht umsonst gewesen sein kann. Wäre es um etwas anderes gegangen, etwas Stabileres, Lohnenderes, dann hätten wir zwar genauso scheitern können, aber wir müssten uns nicht eingestehen, dass wir alles verloren haben. Wir hätten immer noch die Freude an unserer Arbeit und das Vergnügen, Gleichgesinnte kennenzulernen. Aber so haben wir gar nichts mehr. Nur Zeit. Davon haben wir zum Glück noch eine ganze Menge.«

Richard starrte sie an. »Zeit?«, wiederholte er benommen.

»Ja. Um etwas anderes anzufangen. Wenn es stimmt, was du sagst, dann bedeutet das Aufsehen, Bloßstellung – du wirst in Ungnade fallen, und wir müssen etwas anderes anfangen. Lass uns nächstes Mal etwas Besseres wählen.«

Richard brauchte eine Weile, bis er begriff, was sie meinte. »Bloßstellung?«, rief er. »Würdest du es bitte unterlassen, so zu reden, als wäre ich ein gemeiner Dieb? Ich bin nicht Eustace. Für ihn kann öffentliches Aufsehen durchaus eine

kriminelle Art von Ruin bedeuten. Aber ich habe nichts Ungesetzliches getan.«

»Entschuldige. Ich habe dich missverstanden. Aber du bestreitest zumindest nicht, dass du der Peerswürde Lebewohl sagen musst. Wenn die Affäre Eustace, wie du sagst, demnächst Schlagzeilen in den Sonntagsblättern macht, dann fällt dabei mit Sicherheit auch dein Name. Und der deines Vaters. Auch wenn du nichts mit ihm zu tun hattest – in den Schlagzeilen wird man sich mit einem schlichten ›Finanzier‹ nicht begnügen. Da wird groß und breit ›Schwager des bekannten Parlamentariers‹ oder Ähnliches stehen.«

»Es bekümmert dich ja ungemein, dass meine Hoffnungen zunichte sind«, sagte Richard vorwurfsvoll.

»Nicht besonders«, gab sie ungerührt zu. »Aber, Richard, ich wünschte, du könntest die Sache mit mehr Abstand betrachten, könntest sehen, wie unwichtig das alles ist. Was so leicht in Stücke gehen kann, wird nie zu etwas Festem, für das es sich lohnt, sein ganzes Leben daran zu verschwenden. Es beruht einzig und allein auf Geld, und Geld ist stärker dem Zufall unterworfen als irgendetwas sonst. Arbeit, Idealismus und hohe Ziele spielen da keine Rolle, es ist die pure Vergeudung von Leben. Ich bin froh, dass ich jetzt Gelegenheit habe, die Wahrheit zu erkennen. Es gibt so viele Dinge, die wir gar nicht in Betracht gezogen haben, Dinge, die schon an sich befriedigend sind, unabhängig von irgendwelchen Belohnungen.«

Mit einer Leidenschaft, die Richard befremdete und die er in diesem Zusammenhang nicht zu billigen vermochte, wandte sie sich ihm zu, und es war, als hätte sie einen Sprung in ein neues Leben getan, in eine Farbigkeit, Vitalität und

Heiterkeit, die er zwölf Jahre lang nicht mit ihr in Verbindung gebracht hatte. Genauso gut hätte ein toter Ast vor seinen Augen grüne Triebe hervorbringen können.

»Was für Dinge meinst du?«, rief er matt, durch ihren Elan aller Energie beraubt.

Sie standen ihr deutlich vor Augen: die Hoffnungen, die sie als junges Mädchen gehegt hatte, die hochgesteckten Ziele der Jugend – schon die Erinnerung daran ließ sie innerlich strahlen und erfrischte sie, obgleich sie sich bereits den mittleren Jahren näherte und die Jugend längst hinter sich gelassen hatte. Sie errötete vor reiner Freude beim Gedanken daran und fühlte sich angeregt und belebt, wie sie es in den vorsichtigen, farblosen Jahren ihres Ehefrauendaseins nie gekannt hatte.

Sie war verblüfft, als Richard plötzlich wieder mit einer seiner überaus gravitätischen und abweisenden Missfallensäußerungen in ihre Gedanken einbrach.

»Für einen Mann, der in der Öffentlichkeit steht, ist es nicht von Vorteil, wenn seine Frau sich so gar nicht für seine Ziele interessiert.«

»Das ist nicht unbedingt das Problem, Richard, sie sind nur all der Mühe und Energie nicht wert. Ist es nicht demütigend für dich, ihnen so viel Aufmerksamkeit zu widmen?«

Richard sah sie unverwandt an. Seine Hand spielte mit einem Buch, das er vom Tisch genommen hatte. Wenn er wütend war, erschienen seine Augen seltsamerweise viel heller als gewöhnlich. Jetzt waren sie fast farblos.

»Ich verstehe. Und trotzdem, so verachtenswert du es auch finden magst: Ich habe nicht vor, meine Position so ohne weiteres aufzugeben. Ich hatte einmal gehofft, deine Brüder wür-

den es für geboten halten, ihren Einfluss geltend zu machen, aber leider haben sie ihre Chance verpasst. Man muss sie als verlorenen Haufen ansehen – oder nicht einmal das.«

»Allerdings«, stimmte Laura zu. »Alastair findet, man sollte nicht durch Begünstigung weiterkommen, der Meinung war er schon, bevor er seine politischen Ansichten geändert hat. Und Philip wäre genauso wenig eine Hilfe.«

Sie trat an den Frisiertisch, nahm eine silbergefasste Bürste und glättete eine Haarsträhne, die sich gelöst hatte. Verwunderung erfüllte sie. War es das, was sich hinter all der Gewichtigkeit und Würde verbarg, dieser kindische Kampf um Rang und Namen? Bestand Richards Rüstung wirklich nur aus Silberpapier und Pappe? Für Laura war das Leben eine weit hingestreckte Landschaft, ohne Mauern, ohne ein behagliches Haus mit Türen, die man abschließen konnte, damit der Pilger darin blieb. Richard aber wollte es zu etwas Sicherem, eng Begrenztem, Ausschließendem machen. Die absurde Leidenschaft seiner letzten Worte hing noch in der Luft, betäubte ihre Ohren und lähmte ihr Herz. Er hatte es ernst gemeint. Man hätte Mitleid empfinden sollen, nicht diesen kalten Ekel. Ihm war das alles so wichtig.

4. OLIVIA

I

Eustace Moore, der Mann, den Olivia Gray geheiratet hatte, wurde von vielen ein Lump genannt, aber er war ein so bewundernswert diskreter Lump, dass man gemeinhin über

diese Besonderheit hinweg sah. Er war ein Mensch mit einem ausgedehnten Bekanntenkreis. Betrat er ein öffentliches Gebäude – ein Restaurant, einen Vortragssaal, eine Bar –, wurde ihm sogleich von mehreren Seiten ein Gruß zugerufen. Er war ein vitaler und in gewisser Weise mutwilliger Mensch von großem Eigendünkel, der im Geiste jedes Hindernis übersprang, ehe er sich einem Problem überhaupt näherte; machte er sich dann an die Arbeit, waren kaum noch Hindernisse vorhanden. Sein Schwachpunkt war sein Einfallsreichtum. Als einer, der ausschweifendem Glücksspiel frönte, brachte er weder Verständnis noch Geduld auf für Leute, die dergleichen Risiken scheuten. Er hatte überall seine Finger im Spiel und verfügte über einen beneidenswerten Fundus an geschäftlichen Tipps. Manchmal prahlte er damit, dass er bereits nach halbstündigem Gespräch die finanzielle Situation seines Gegenübers einzuschätzen wisse. Er war klein von Statur, schlank, glattrasiert, dunkelhaarig und gut gekleidet. Er hatte sehr kleine, wohlgeformte Hände und Füße, braune Augen und ein äußerst charmantes, feines Lächeln. Seinen Händen und Fingernägeln widmete er viel Aufmerksamkeit. Olivia hatte er geheiratet, weil sie eine Welt repräsentierte, in der er sich damals noch nicht ganz zu Hause gefühlt hatte. Über ihre Familie machte er sich keine Illusionen; er fand sie unintelligent, borniert und eingebildet. Sie besaßen jedoch eine angeborene Eleganz und Gewandtheit, die er sich selbst erst noch aneignen musste. Für den Typ Frau, den er in der Londoner Gesellschaft bevorzugte, kam er als Ehemann nicht in Betracht, und er hatte schon früh begriffen, dass seine einzige Chance darin bestand, in aller Stille ein Mädchen aus gutem Hause zu heiraten, möglichst mit einem kleinen Vermögen,

eine Frau, mit der er Ehre einlegen konnte, die als Gastgeberin sein Haus zu einem Anziehungspunkt machen würde. In seinen Kreisen war man nicht eben begeistert von seiner Wahl, man fand Olivia kühl und reserviert. In jenen anderen Kreisen aber, in die einzutreten er beabsichtigte, wusste man sie besser zu beurteilen. Seine Heirat gereichte ihm zweifellos zum Vorteil. Nach ihrer Eheschließung bekam Olivia ihre Verwandten einige Jahre kaum noch zu Gesicht, denn Eustace befürchtete, dass sie alle versuchen würden, sich Geld von ihm zu leihen. Olivia erwarb sich binnen kürzester Zeit den Ruf einer gescheiterten, unterhaltsamen Person. Sie belieferte einige der bedeutenderen, mit Fotos der angesagten Persönlichkeiten gespickten Hochglanzmagazine mit munterem Gesellschaftsklatsch, meist in Form von Briefen, die mit »Allerliebste Rosie« oder »Meine liebe Babs« begannen und als »einfach hinreißend« beurteilt wurden. Eustace war stolz darauf, dass sie imstande war, in der richtigen Weise auf sich aufmerksam zu machen und ihr eigenes Geld zu verdienen. Es erschien ihm ungewöhnlich, dass sich diese Fähigkeiten mit dem Äußeren und dem Auftreten einer Lady und auch mit einer ruhigen Nachsicht gegenüber seiner treuen Ergebenheit verbanden, die er sogar in der Öffentlichkeit bekundete, wenn er sich nicht enthalten konnte, ihre Schulter oder ihren Arm zu berühren oder seinen Körper scheinbar zufällig mit ihrem Fühling aufnehmen zu lassen.

Olivias Verwandtschaft war in Eustaces Augen ein armseiliger Haufen. Richard fand er misstrauisch, hochnäsig und stolz, wofür er keinerlei Berechtigung erkennen konnte. Was Miles anging, so gab er vor, ihn nicht zu mögen – und er mochte ihn auch nicht, empfand ihm gegenüber den klein-

lichen, lästigen Neid dessen, der sich unterlegen fühlt. Sie begegneten einander nach außen hin freundlich, sahen sich aber nur selten. Miles, so sagte Eustace sich immer wieder, war jünger als er und ärmer, er stellte nichts vor und hegte keinerlei nennenswerte Ambitionen. Er hatte Ruth Amery geheiratet, eine jüngere Tochter ohne Mitgift; nicht einmal Söhne konnte sie ihm schenken. Die beiden hatten zwei kleine Töchter, die nie nach King's Poplars kamen, und Ruth – klein, mit Grübchen in den Wangen, altmodisch gekleidet – trat gesellschaftlich nicht weiter in Erscheinung. Ihre Kinder hatte sie früher oft selbst spazieren gefahren, denn die Amerys konnten sich das nötige Personal nicht leisten. Es war absurd, dass Eustace sich Miles unterlegen fühlte, und doch hielt sich dieses Gefühl hartnäckig. Das erklärte, warum sich die beiden nur selten sahen.

Brand dagegen war seltsamerweise ein Pluspunkt. »Das ist die Crux in diesen alten Familien«, pflegte Eustace beiläufig zu sagen. »Sie heiraten untereinander, bis ihr Blut so dünn ist wie Wasser. Dieser Schwager von mir zum Beispiel: fast schon ein Kretin, verdient in irgendeinem obskuren kleinen Büro in Kingsway vielleicht vier Pfund die Woche. Aber natürlich sind er und seine Frau die Fruchtbaren in der ganzen Gray-Sippe.

Olivia hatte glücklicherweise keine besonders hohen Ansprüche. Sie konnte ihr Heim, ihren Schmuck, ihre Kleider, ihre Nachmittage, ihre Zerstreungen, ihr Auto und ihre Kinder an denen anderer Leute messen und für besser befinden. Ihre Arbeit verglich sie allen Ernstes mit Brands »Studien« (in ihren Augen wurde keines seiner Gemälde je fertig) und brüstete sich mit ihrer höher stehenden Kunst. Literatur

nannte sie ihre Kolumne, und ihre Zunge blieb dabei an ihrem gewohnten Platz zwischen den Zähnen. Sie bewunderte die gewandten, cleveren, lässigen Söhne von Eustace Moore, die schon jetzt wussten, was wahre Werte waren, und ernsthaft den wirtschaftlichen Wert eines Universitätsstudiums mit ihrem Vater diskutierten.

»Da treiben sich heutzutage allerhand zweifelhafte Typen herum«, sagte Monty etwa. »Ob das die Kosten lohnt, Dad?«

»Leute mit Geld, aber ohne Manieren«, erklärte Eustace weise. »Beides zusammen findet man selten. Aber beides sollte man sich zunutze machen.«

Östlich des Oxford Circus begegnete man Eustace mit einigem Misstrauen. Er leitete mehrere Unternehmen und hatte seine sondierenden, zupackenden Finger in zahlreichen anderen. Seine Firmen gehörten zu den wenigen, die bereits kurz nach ihrer Gründung hohe Dividenden ausschütteten. Die konnten sich die Aktionäre auszahlen lassen und davon weitere Anteile erwerben oder die Beträge anderweitig verwenden. Achtzig Prozent entschieden sich für Letzteres, die übrigen zwanzig strichen ihre Dividenden ein und empfahlen die Aktien als hervorragende Investition an ihre Freunde weiter. Manch vorteilhafte Beziehung knüpfte Eustace auch mittels seines Lächelns und seiner angenehmen Art, die bei Frauen gut ankam. Er seinerseits fühlte sich jedoch nicht von ihnen angezogen, schon gar nicht von den jungen, denen seiner Meinung nach der Anstand und die guten Manieren fehlten, die er an der vorhergehenden Generation bewunderte. Andererseits war er durchaus praktisch veranlagt und ließ sich plump vertrauliche Reden und Gesten, die ihn persönlich abstießen, gefallen, wenn sein Gegenüber private Mittel

besaß und er die berechtigte Hoffnung hegen konnte, einiges davon in seine Firmen und damit in seine Tasche zu lotsen. Doch er hielt eisern am starken Familiensinn seines Volkes fest und scheute – seine Frau ausgenommen – körperliche Kontakte.

Die Krise war kurz vor Weihnachten völlig unerwartet eingetreten und erwies sich als äußerst bedrohlich. Ein ebenso unbekannter wie unbedeutender Reisender namens Plant kehrte von einem fernen Ort zurück, wo sich Eustace und seine Aktionäre finanziell engagiert hatten, und begann in gemischter Gesellschaft ungeniert davon zu sprechen, wie unbrauchbar Eustaces Angebote unter gewissen Bedingungen seien. Zufällig tat er das in Anwesenheit eines der Aktionäre, eines streitsüchtigen Menschen, der ihn umgehend zur Ordnung rief. Mr. Plant, nicht gewohnt, gemäßregelt zu werden oder auf Widerspruch zu stoßen, machte eine Szene, die kleine Meinungsverschiedenheit sprach sich herum, andere Aktionäre erfuhren von seinen Ansichten und ließen sich davon verunsichern. Unbekannte schrieben an Mr. Plant, der daraufhin seinerseits an gewisse Presseorgane schrieb und in eindringlichen Worten Moral und Charakter eines Mannes schilderte, der arglose Menschen hereinzulegen und ihrer Ersparnisse zu berauben trachte. Jedermann erwartete, dass Eustace nun eine Verleumdungsklage anstrengen würde, und als er nichts unternahm, brach eine kleine Panik aus. Jeder wollte den anderen voraus sein und wies seinen Broker an, die Aktien abzustoßen, die daraufhin ins Bodenlose fielen. Um den öffentlichen Argwohn zu zerstreuen, kaufte Eustace sie, als sie einen Tiefststand erreichten, demonstrativ auf und ließ verlauten, dass Plant ihm wohlbekannt sei und für die

Verbreitung seiner Geschichte gut bezahlt werde. Doch der Erfolg blieb aus. Der Erste, der sich erkühnte, zu Plant zu gehen und ihn mit diesen Behauptungen zu konfrontieren, kehrte um einen Schneidezahn ärmer nach Hause zurück, und nur weil Plant keiner Beweise gegen Eustace habhaft werden konnte, sah er davon ab, vor Gericht zu gehen. Noch mehr Gerüchte kamen auf, und der Skandal nahm seinen Lauf. Auch Eustaces Söhne hörten davon und schrieben ihrem Vater Brandbriefe, in denen sie von wehleidigen Mitschülern berichteten, deren Eltern durch ihn ruiniert würden. Er müsse die Sache im Keim ersticken, ehe auch ihr eigener Ruf dahin sei, beschworen sie ihn. Die Lage wurde so ernst, wie Eustace es sich in seinen pessimistischsten Stimmungen nicht hätte vorstellen können. Eilig berief er die Direktoren des todgeweihten Unternehmens zu einer Sitzung ein, auf der sie angstvoll und bleichgesichtig berieten, was zu tun sei. Es waren nicht viele, und die meisten von ihnen waren eher kleine Leute, die Eustace ausgewählt hatte, weil er sie für gewieft genug hielt, um ihm von Nutzen zu sein, aber nicht gerissen genug, um ihr eigenes Süppchen zu kochen. Man einigte sich darauf, dass umgehend zehntausend Pfund aufgebracht werden mussten, wenn man ein Strafverfahren vermeiden wollte. Was andernfalls passieren würde, darüber machte Eustace sich keine Illusionen: Er würde inhaftiert und verurteilt werden, im günstigsten Fall zu fünf Jahren. Er musste auch an seine Söhne denken.

Es war deshalb unumgänglich, seinem Schwiegervater die Lage in schonungsloser Offenheit, um nicht zu sagen Rohheit, darzulegen, wobei Eustace durch geschickte Verdrehung der Tatsachen erreichen musste, dass Gray als Partner

bei den betrügerischen Machenschaften dastehen würde. So hatte Adrian die Dinge nie gesehen. Eustace führte das unerquickliche Gespräch mit einem flotten Zynismus, hinter dem er seine Besorgnis verbarg. Er setzte bei seinem Schwiegervater Kenntnisse über Spekulationsgeschäfte voraus, die Gray jedoch nicht besaß. Keiner, der auch nur über die Hälfte des Wissens verfügte, das Eustace ihm zutraute, hätte dem Jüngeren einen so großen Teil seines Privatvermögens anvertraut. Als Gray die Lage schließlich erfasste und in einer Mischung aus Zorn und Entsetzen an die Decke ging, reagierte Eustace ungehalten.

»Na na«, ermahnte er ihn ungeduldig und gespielt ungeduldet, »damit ist niemandem gedient. Jetzt ist es zu spät, um eine Unschuld vorzutäuschen, die dir keine Jury abnehmen würde. Dass du in einer Zeit, in der andere schon froh sind, wenn sie dreieinhalb Prozent bekommen, kalt lächelnd diese hohen Dividenden kassierst, das muss doch Verdacht erregen. Und glaubst du, es nützt Richard und seinen Ambitionen, wenn sein Vater wegen vorsätzlichen Betrugs auf der Anklagebank sitzt?«

Damit traf er Gray an seinem einzigen menschlichen Punkt. Aus seinen anderen Kindern hatte Adrian sich nie viel gemacht, doch sein Erstgeborener nahm in seinem Herzen allen Platz ein, der nicht von seinen Geldangelegenheiten besetzt war. Dennoch trat er Eustace mit aller Entschiedenheit entgegen.

»Ich bin kein Kind, dem man mit dem schwarzen Mann Angst machen kann«, sagte er.

»Aber auch kein Kind, das man mit einer Begründung, die nicht einmal ein Kind akzeptieren würde, freisprechen

könnte«, konterte Eustace. »Ich beschwöre dich, sieh den Dingen ins Auge und stell dich deiner Verantwortung, zumindest vor der Öffentlichkeit, wenn schon nicht vor dem Gesetz oder vor dir selbst. Wer wird dir glauben, dass wir beide nicht unter einer Decke stecken? Eine britische Jury nicht, das kann ich dir versichern, und auch wenn du aus Mangel an Beweisen vom Hauptvorwurf der Anklage freigesprochen werden solltest – deinem Namen wird für immer ein Makel anhaften.« Mit dem feinen theatralischen Gespür seines Volkes fand Eustace genau die pathetischen Phrasen, die Gray umso mehr in Rage brachten, als er ihren wahren Kern erkannte.

Nichtsdestotrotz hielt er hartnäckig an seiner Weigerung fest, auch nur einen einzigen Penny herauszurücken, um seinem Schwiegersohn in dieser misslichen Lage beizustehen. Vergeblich bettelte, warnte und drohte Eustace.

»Meinst du, ich weiß nicht, warum du an mein Geld willst?«, rief Gray am Ende dieses leidigen, unwürdigen Gesprächs erregt aus. »Du willst dich damit aus dem Staub machen und deine Netze anderswo spinnen.«

»Geniale Idee«, gab Eustace zornbebend zurück. »Und meinst du, irgendjemand glaubt, dass ein kluger Mann wie du nicht weiß, was er tut, wenn er dreißigtausend Pfund in meine Firmen steckt?«

II

Auf und ab schritt Eustace in seinen Pantoffeln, machte kehrt, hielt inne, marschierte weiter, blieb stehen, machte erneut kehrt, Stunde um Stunde, den ganzen endlosen Abend lang, bis Olivia, am Ende mit ihrem Taktgefühl, ihrer Ge-

duld, ihrer Liebenswürdigkeit, sein Hinundhertigern nicht mehr ertrug und ausrief: »Eustace, hör um Himmels willen auf damit, ich werde noch hysterisch!«

Eustace beachtete sie nicht; im Moment existierte sie nicht für ihn. Olivia erkannte, wie tief er in Gedanken versunken war, und zwang ihre Nerven, noch eine Weile stillzuhalten, während sie neidvoll die geschmeidige Gestalt ihres Mannes betrachtete, der sich wie eine große Katze vom Halbdunkel ins Licht und wieder ins Halbdunkel bewegte. Sie selbst nahm beunruhigend an Körperfülle zu. Es hieß, Juden seien korpulent, ja geradezu fett, besonders die Finanzleute unter ihnen, aber man konnte sich niemanden vorstellen, der weniger dem literarischen Bild des Juden entsprach als Eustace. Nur der gewieft Ausdruck des dunklen Gesichts und das glatt aus der bleichen Stirn gekämmte Haar verrieten seine Abstammung.

Und er muss weder Korsetts tragen noch Massagen über sich ergehen lassen, dachte Olivia missgünstig.

Nach einiger Zeit aber erkannte sie, dass sich eine Szene ohnehin nicht würde vermeiden lassen. Sie richtete sich kerzengerade im Bett auf und fragte übertrieben laut: »Hast du ein Aspirin für mich, Eustace? Mein Kopf treibt mich zum Wahnsinn. Wenn ich dich Stunde um Stunde so sehe ...«

Abrupt blieb er am Fußende stehen. »Olivia, du kennst deinen Vater besser als ich. Gibt es irgendeine Möglichkeit, wie wir ihn dazu bringen können, uns zu helfen? Ich dachte, die drohende Schande würde genügen, vor allem wenn ich Richard ins Spiel bringe, aber da habe ich mich offenbar verrechnet. Er ist unsere letzte Chance.«

»Hat er das Geld?«

»Er hat fünfzehntausend Pfund in Rentenpapieren in dem Tresor in der Bibliothek. Ich hab sie selbst gesehen, als ich mit ihm über weitere Investitionen bei XY & Co. gesprochen habe. Zehntausend würden genügen, damit kämen wir wieder auf die Beine. Geldverleiher nützen uns nichts; in der City wimmelt es von Spionen, und es würde sich sofort herumsprechen, dass wir am Ende sind, selbst wenn uns jemand gegen Sicherheiten etwas leihen würde. Also?«

»Es geht nicht nur um uns. Es geht auch um Richard. Ich bin sicher, er sitzt in der Klemme und versucht, Vater deswegen anzusprechen. Vielleicht hat er mehr Glück als wir.«

»Stimmt, Richard sitzt in der Klemme, aber in keiner so schlimmen wie wir. Öffentliche Aufmerksamkeit kann er sich genauso wenig leisten, aber er würde wenigstens nicht ins Gefängnis kommen. Angeblich hat er sich ja im letzten halben Jahr enorme Extravaganzen geleistet. Aber wie auch immer, ich glaube keine Sekunde, dass er bei deinem Vater mehr erreicht als ich. Zum einen war ich zuerst da, und zum anderen hat Richard, als er heute Morgen aus der Bibliothek kam, ein Gesicht gemacht, als könnte er einen Mord begehen. Er spricht kaum noch mit jemandem. Ja, er sitzt in der Patsche. Sonst hätte er vielleicht irgendwas unternommen. Es wird nicht sehr angenehm für ihn werden, wenn seine gesamte Verwandtschaft vor Gericht kommt. Außerdem hab ich da letzthin was von einer Frau munkeln hören.«

Olivia vergaß ihre Kopfschmerzen. »Richard – und eine andere Frau?«

Eustace lachte los. »Warum nicht? Er ist schließlich auch nur ein Mensch. Seine Ehefrau ist ja ein ziemlicher Stockfisch, oder irre ich mich da?«

»Ich dachte nur, es sieht Richard so gar nicht ähnlich, Geld auszugeben, das er auch sparen könnte. Macht sie Schwierigkeiten, diese Frau?«

»Angeblich. Das machen sie ja immer. Der Mann muss verrückt sein, dass er sich das in einer so kritischen Situation antut, aber unter uns: In meinen Augen war Richard nie der brillante Kopf, für den er sich hält.«

Olivia hing ihren eigenen Gedanken nach. »Also, wenn sie Schwierigkeiten macht und er kein Geld mehr hat«, sagte sie, »dann muss er unbedingt was aus Vater rausholen, sonst ist er ruiniert, Eustace!« Sie schoss die Worte förmlich auf ihren Mann ab. »Wenn es stimmt, dass Vater selbst so gut wie pleite ist, wird bei ihm nicht viel zu holen sein, und alles, was er hat, ginge dann an Richard, da bin ich mir sicher.«

Sie verfiel in Schweigen. Eustace, der es für sinnlos hielt, irgendetwas zu verschwenden, und seien es auch nur Worte, nahm seine Wanderung wieder auf.

»Und dann ist da noch Brand«, sagte Olivia düster, entschlossen, eine Art russischer Befriedigung aus der allgemeinen Niedergeschlagenheit zu ziehen.

»Ja. Soviel ich weiß, ist er wieder aufgetaucht. Also, ich möchte ja nicht in der Haut deines Vaters stecken. Alle seine Bluts- oder angeheirateten Verwandten wollen Geld von ihm, alle außer dem ehrgeizlosen Miles. Gibt es bei Brand irgendwas Neues? Hat er auch eine Gerichtsvorladung am Hals, oder ist die Polizei hinter ihm her?«

»Nein, nein, nichts Neues, nehme ich an. Er macht ja Ärger, seit er fünfzehn war. Er wurde auch der Schule verwiesen, wegen unanständiger Karikaturen der Autoritätspersonen, wie der Rektor es nannte.«

»Das kenne ich«, sagte Eustace ungeduldig. »Alles, was die Würde dieser bärtigen alten Männer antastet, ist unanständig. Er hat sich äußerst clever verhalten, würde ich sagen, er ist durch und durch Künstler, und ein anderer als dein Vater wäre stolz darauf, ihm helfen zu können. Unser Glück, dass er's nicht ist, sonst wäre unsere letzte Hoffnung dahin.«

»Ein reizendes Familiendebakel«, sagte Olivia. »Was wir machen, das machen wir gründlich, das musst du uns lassen, Eustace. Die Grays drücken sich nicht in irgendwelchen Ecken herum, wenn sie erst richtig loslegen.«

»Hast du dich mal gefragt, wozu Ecken da sind, wenn nicht dazu, sich drin herumszudrücken? Und ist dir klar, dass es ein Verbrechen ist, eine Chance zu vertun?« Einen Moment lang hatte Eustace sich gehenlassen, doch nun sammelte er sich wieder. »Ich muss sagen, ich verstehe den Standpunkt deines Vaters. Für einen Mann wie ihn, der an keinerlei Besitz außer dem materiellen glaubt, muss es äußerst unerfreulich sein zu erfahren, dass über die Hälfte seiner Aktien nur noch so viel wert ist wie ein Haufen Steine. So einer würde den Posaunen des Jüngsten Gerichts Einhalt gebieten, nur um sein Wechselgeld zu kriegen.«

Olivia musste lachen. »Ein gutes Motiv für Brands boshafte Pinsel. Aber jetzt komm ins Bett, Eustace, sonst werde ich noch wahnsinnig. Ich hab genug für heute. Weißt du überhaupt, dass bereits der erste Weihnachtstag ist?«

Eustace nahm keine Notiz von ihrer Müdigkeit. »Das Problem mit deinem Vater«, sagte er lebhaft, »ist, dass er nichts für Wetten übrighat. Einer, der wie wir spekulieren will, sollte wissen, was es heißt, eine dreistellige Summe auf ein Pferd zu setzen. Das ist der einzig richtige Typ fürs Spekulieren.«

Die anderen sind Narren, blinde Narren meinerwegen, aber denen ist nicht zu helfen. Na schön, Olivia, ich gehe. Gute Nacht.«

Er zog den Morgenrock aus dunkelblauem Seidenbrokat enger um sich und öffnete die Tür zu seinem Ankleidezimmer.

»Was hast du vor?«, fragte seine Frau.

»Mir was anderes überlegen, wie wir aus dem Schlamassel rauskommen«, erwiderte er kühl und schloss die Tür.

Nach einer Weile stöhnte Olivia wütend auf und vergrub ihr Gesicht im Kissen. Das Haus war solide gebaut, aber selbst durch die schwere Tür hörte sie noch die gepflegten Füße ihres Mannes auf und ab wandern, auf und ab, im Ankleidezimmer jetzt, so wie die letzten beiden Stunden vor ihrem Bett.

5. RUTH

Während Richard seinen Grimm – der, wenn er schon nicht mit der Gnade Gottes wetteifern und ewig währen konnte, doch zumindest eine beträchtliche Weile währte – an einer gleichgültigen Laura ausließ, während Eustace mit seinem Hinundhertigern seine Frau wahnsinnig machte und während Amy bei Kerzenlicht ausrechnete, wie viel das Weihnachtessen pro Gericht und Person kosten würde, saß Miles Amery bei seiner Frau auf dem Fußende des Bettes und flüsterte zärtlich: »Du wirst allmählich rund wie ein Rebhuhn, Darling. Ich liebe dicke Frauen über alles!«

»Ich bin kein bisschen dick«, erwiderte Ruth sanft, »und wenn, dann nur, um dir zu gefallen. Es bereitet mir ganz bestimmt keine Genugtuung, wie etwas auszusehen, das aus einem Puddingtuch kommt.«

»Du kennst ja meine Meinung über Dinge, die aus Puddingtüchern kommen. Ruth, Darling, nicht einmal dir zuliebe werde ich Weihnachten noch einmal unter diesem ungastlichen Dach verbringen. Da säße ich noch lieber im Gefängnis.«

»Es ist nun mal meine Familie«, sagte Ruth milde.

»Zum hundertersten Mal: Du warst mit Sicherheit kein Wunschkind. Nichts für ungut, aber du kannst unmöglich mit dieser grotesken Familie blutsverwandt sein.«

»Eigentlich hatte ich gar keine Lust, hierherzufahren. Weihnachten ohne die Kinder finde ich schrecklich, wie du weißt. Aber dieses Jahr hatte ich den Eindruck, dass du unbedingt wolltest.«

»Jedenfalls werde ich die Gören nie mit hierher nehmen, nicht mal, wenn deine liebe Schwester Amy einverstanden wäre.«

»Vielleicht hätte sie gar nichts dagegen«, meinte Ruth im selben unbestimmten Ton wie zuvor.

»Ich wage zu behaupten, dass sie sich sogar freuen würde. Spätestens nach einer Stunde hätte sie einen Grund gefunden, sie zu hauen. Sind ja miserabel erzogen, unsere Kinder. Schade, dass Amy nicht zu Salomons Zeiten gelebt hat. Vielleicht wäre sie seine tausenderste Geliebte gewesen. Seine Prinzipien der Kindererziehung hätte sie jedenfalls vorbildlich befolgt. Nein, nicht um alles in der Welt würde ich die Kinder hier haben wollen. Sie sollen sich unbedingt die Illu-

sion bewahren, dass Weihnachten ein Kinderfest ist, bei dem alles dafür getan wird, dass sie ihren Spaß haben, bei dem sie die Hauptpersonen sind, bei dem sie praktisch verlangen können, was sie wollen, und niemand schlägt es ihnen ab. Hier würden sie binnen vierundzwanzig Stunden zu kleinen Zynikern werden.«

Ruth dachte an ihre sieben und fünf Jahre alten Töchter. Sie lagen wahrscheinlich längst im Bett, und Ruth beneidete Miles' Schwester Emily, bei der sie die Feiertage verbrachten. Bestimmt fieberten sie in ihren blau-weiß gestreiften Pyjamas dem Weihnachtsmorgen entgegen, Moira, ein wenig erfahrener und nicht mehr ohne weiteres bereit, an ein plötzliches Erscheinen von Engeln zu glauben, Pat dagegen noch jeden Moment mit deren Auftauchen rechnend, in rosa-blauen klassischen Gewändern, mit Heiligenscheinen wie goldene Suppenteller; vielleicht würde sogar die komplette Heilige Familie aus dem Dunkel hervorspähen. Es hätte sie weder überrascht, noch hätte es ihr Angst gemacht, es wäre nur ein weiteres Beispiel der Freuden und Herrlichkeiten gewesen, aus denen das Leben für sie noch bestand.

Die beiden hatten herzförmige Gesichter und kurze blonde Haare, und sie waren mit einem gewichtigen Eifer, der ihre Eltern bezauberte, von früh bis spät beschäftigt. Ihre wunderbare, feierliche Versunkenheit, wenn sie die Route für ein Picknick ausarbeiteten, eine Teegesellschaft oder eine Taufe für ihre Puppen vorbereiteten, rührte Miles zutiefst, und umso mehr ärgerte es ihn, dass er zu einem so wichtigen Zeitpunkt von ihnen getrennt war.

Schließlich tauchte er aus seinen Gedanken auf und sagte

bekümmert: »Eigentlich bin ich dieses Jahr nur wegen Brand gekommen.«

»Brand?« Ruth versuchte gar nicht erst, ihre Verwunderung zu verbergen. »Ich wusste gar nicht, dass du so gut Freund mit ihm bist.«

»Bin ich auch nicht. Aber neulich war ich zufällig in seinem Teil der Welt, und da bin ich einem Mann namens Day begegnet, der ihn sozusagen sporadisch kennt. Brand hat so wenige Freunde, weil diese Frau, die er geheiratet hat, sein Privatleben unerträglich macht. Day hat mir erzählt, dass es in seiner Umgebung zwar Leute gibt, die gern näher mit ihm in Kontakt kämen, dass aber seine Lebensumstände und der Charakter dieser fürchterlichen Frau jeden engeren Umgang mit ihm unmöglich machen. Ich kann's nicht beschwören, aber ich glaube, jeder nette Durchschnittsmensch hat Angst, uneingeladen bei ihm aufzukreuzen, weil er dann womöglich mit Sophy allein wäre, und bei der muss man auf alles gefasst sein. Aber es wird gemunkelt, Brand hätte gesagt, er geht weg, er räumt das Feld und seine Familie muss sich allein durchschlagen. Ich glaube zwar nicht, dass er's wirklich tut – es wäre nicht ganz einfach, denn von Rechts wegen sind alle Kinder von ihm, auch wenn sehr merkwürdige Gerüchte über sie kursieren –, aber es würde mich nicht wundern, wenn er nur hierhergekommen wäre, weil er hofft, dass dein Vater ihm zur Flucht verhilft.«

»Ich glaube keine Sekunde, dass Vater so etwas tun würde.«

»Dabei wäre es für alle das Beste. Für Brand auf jeden Fall. Was die Frau angeht, die würde schnell einen anderen finden, der sie aushält, und den Kindern würde sie beibringen, sich selbst zu versorgen. Margot, die Älteste, dürfte nicht

älter als zehn sein, aber ein Unschuldengel ist sie nicht. Mit fünfzehn wird sie genauso gewieft sein wie ihre Mutter. Mit Brands Weggang würde auch ein ziemlich dubioses Element aus unserer Mitte verschwinden. Immerhin sind die Kinder Nichten und ein Neffe von dir.«

»Und wenn Richard seinen Titel bekommt, aber keine Familie zustande bringt, dann wird Ferdinand – hat man in Fulham jemals so einen Namen für ein Kind gehört? – irgendwann Lord Hohlkopf. Ob Richard das bedacht hat?«

»Wenn nicht, dann wird ihn ein Mitglied deiner reizenden Familie zweifellos darauf hinweisen, da würde ich mir an deiner Stelle keine Sorgen machen.«

»Aber du, Miles, warum wolltest du noch mal herkommen? Was kannst du tun?«

»Tun kann ich nichts, würde ich sagen, aber ich glaube, Brand hasst mich nicht ganz so wie den Rest der Familie, und ich habe ein wachsames Auge auf ihn, um nach Möglichkeit zu verhindern, dass etwas allzu Schlimmes passiert. Das könnte alles Mögliche sein, hab ich das Gefühl, in Anbetracht der Atmosphäre hier und der Leute, die unter diesem Dach versammelt sind. Unter uns: Es würde mich nicht überraschen, wenn irgendetwas Tragisches passieren würde, bevor wir wieder weg sind. Alle Zutaten für eine erstklassige Explosion sind vorhanden, und wenn das Haus dabei in die Luft fliegt, umso besser.«

Unsicher und mit der Impulsivität, die auch ihrer jüngeren Tochter eigen war, fragte Ruth: »Wir erwischen wohl keinen Zug mehr, wenn wir jetzt aufbrechen? Ich weiß nicht, warum, aber ich hab plötzlich das Gefühl, wir können nicht bleiben. Ich glaube dir ja nicht immer, aber heute Abend haben deine

Worte irgendwie etwas Prophetisches. Ich glaube, es wird etwas Schreckliches passieren ...«

»Davon, dass wir die Flucht ergreifen, wird es nicht weniger schrecklich. Nein, wir müssen bleiben. Schon wegen Brand. Die anderen können mir den Buckel runterrutschen. Ihr Problem ist das Geld, in seiner schäbigsten Form. Brand ist anders. Er bezahlt mit Zins und Zinseszins für einen dummen Fehler, den er vor über zehn Jahren gemacht hat. Außerdem hat er etwas Seltenes in sich, was, glaube ich, noch keiner von euch bemerkt hat. Und das Feuer glimmt noch, trotz aller Ernüchterung und Verzweiflung. Er befindet sich am falschen Ort, und natürlich macht er ein Chaos aus seinem Leben. Wenn man ihn da rausholen könnte, wäre das vielleicht seine Rettung. Da ist etwas in ihm, etwas Wertvolles, das nicht verkümmern darf. Wenn nicht bald etwas geschieht, kommt es zu einer Tragödie, schlimmer als alles, was heute Nacht hier passiert.«

»Ich wusste gar nicht, dass du so zu ihm stehst«, staunte Ruth. Ihre dunklen Augen blickten ernst, und ihr Gesicht zeigte wie das ihrer älteren Tochter einen irritierten, forschenden Ausdruck.

»Es geht nicht um Brand selbst – nicht um die Person Brand, meine ich, sondern um etwas, das er verkörpert, etwas Ungreifbares –, nicht um den Menschen, sondern um die eigentümliche Kraft, die in ihm steckt. Drücke ich mich überhaupt verständlich aus?«

Er spürte, dass dies nicht der Fall war, und so stand er auf und trat ans Fenster. Draußen kamen kleine Gruppen von Kirchgängern, gebeugt gegen den schwarzen Wind ankämpfend, von der Mitternachtsmesse zurück. Wie Pilger

der neuen Zeit erschienen sie ihm, von Bethlehem heimwärts wandernd, ernst und stumm. Ihre dunklen Gestalten wirkten wie ein Fries von Lovat Fraser. Wieder klopfte sein Herz vor Sehnsucht nach seinen Töchtern.

Im Haus waren die beunruhigenden nächtlichen Geräusche alter Häuser zu vernehmen. Türen knarnten, die leeren Flure und die dunkle Treppe schienen von namenlosem Leben erfüllt, und einmal glaubte Miles geisterhafte Schritte zu hören, die vor seiner Tür innehielten, doch das tat er schnell als Einbildung ab. Dass es Brand war, der sich mit den Schuhen in der Hand an dem Lichtspalt unter der Tür vorbei zu seinem Zimmer tastete, wusste er nicht.

6. BRAND

Brand war von Anfang an ein Stachel im Fleisch seiner Familie gewesen. Für den geistlichen Stand bestimmt – er sollte anstelle des verstorbenen Philip die stattliche Familienpfründe übernehmen, deren Inhaber seit eh und je ein Gray war –, rebellierte er mit sechzehn und verlangte, dass man ihn Künstler werden lasse. Doch da hatte er bei seiner Abkunft denkbar schlechte Chancen. Adrian war seit einem gewissen bedauerlichen Vorfall in seiner eigenen beruflichen Laufbahn einige Jahre zuvor immer intoleranter, bornierter und misstrauischer gegen die Motive anderer geworden. Kunst, so seine Überzeugung, wollten Männer nur deshalb studieren, weil Künstler ein freizügiges, sittenloses Leben führen konnten. Künstler heirateten die Frau nicht, mit der sie zu-

sammenlebten, sie sorgten nicht für ihre Kinder, sie zogen aus ihrer Wohnung aus, ohne die rückständige Miete zu bezahlen, sie borgten sich Geld und dachten gar nicht daran, es zurückzugeben, mit einem Wort: Sie waren ein betrunkenes, zügelloses, lasterhaftes Gesindel, sie forderten Unterkunft und Verpflegung als etwas, das ihnen zustand, gaben der Allgemeinheit aber nichts dafür zurück.

Brands schulische Laufbahn hatte sich wechselvoll gestaltet, und dieser weitere Beweis seiner Unbeständigkeit brachte seinen Vater in Harnisch. Er behandelte den Jungen ohne jedes Feingefühl und ließ es gänzlich an der Nachsicht fehlen, die ältere Menschen der Jugend schulden. Brand rächte sich, indem er durchbrannte, und niemand fand je heraus, woher er das Geld für seine Flucht hatte. Einige Monate später hörte man, er sei in Paris. Richard fuhr hin, um ihn wieder nach Hause zu holen, kam aber ohne ihn zurück. Brand, so berichtete er, habe eine Arbeit gefunden, die ihm Miete, Licht und sein täglich Brot sichere. Seine Behausung, berichtete Richard naserümpfend, sei alles andere als zufriedenstellend, die Art seiner Beschäftigung seiner Herkunft nicht würdig. Seine Freizeit verbringe er auf höchst verschwenderische, ja gefährliche Weise. Sein einziges Zimmer zierten etliche Skizzen von der Art, die junge Mächtgern-Künstler zu bevorzugen schienen; er, Richard, finde sie schockierend. Er führte mit seinem Vater ein ernstes Gespräch über die Gefahr der Infizierung unschuldiger jüngerer Schwestern. Brand habe zudem mehrere wenig wünschenswerte Freundschaften geschlossen, offenbar ohne jedes Gefühl dafür, was er seiner Herkunft schulde. Das Ganze sei beschämend, und allem Anschein nach bestehe auch keine Aussicht auf Besserung.